

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **4=24 (1858)**

Heft 48-49

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-92636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Feuilleton.

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa.

Der Feldzug in Italien 1796—97.

(Fortsetzung.)

„Im Angesichte eines solchen Feindes hielten wir an, um unsere Disposition zu treffen. Der General Lannes, auf die Ausführung einiger vorbereitenden Maßregeln wartend, schlenderte dem Seeufer zu und fand sich plötzlich, bei einer Beugung des Wegs, einem feindlichen Cavalleriekorps gegenüber, ungefähr 300 Pferde, befehligt von einem römischen Signore, Namens Bischi. Lannes war von zwei oder drei Offizieren und acht oder zehn Ordnonnanz begleitet. Als ihn der Kommandant der Truppe bemerkte, so kommandirte er sofort: Säbel in die Hand! Lannes, als wahrer Gasconer, kehrte den Dreisten heraus und spielte einen köstlichen Streich. Er lief zum Kommandanten und sagte ihm in herrischem Tone: Mit welchem Rechte, Herr, wagen Sie den Säbel ziehen zu lassen? Augenblicks Säbel in die Scheidel! — „Subito!“ erwiderte der Kommandant. — Man sitze ab, und führe die Pferde ins Hauptquartier! — „Adesso!“ erwiderte der Kommandant. — Und so geschah es. Am Abend sagte mir Lannes: Wenn ich mich selbst entfernt hätte, so würden mir die Tölpel einige Karabinerschüsse nachgeschickt haben; ich glaubte daher weniger Gefahr zu laufen, den Kühnen und Dreisten zu spielen. Und in der That der Ausgang des Abenteuers rechtfertigte dies. Lannes besaß wenig Geist, aber große Feinheit im Auffassen, viel Urtheil in unvorhergesehenen und gefährlichen Lagen.“

„Nachdem die Befehle erteilt, die Kolonne formirt war, setzten sich die Franzosen zum Angriff gegen den Feind in Marsch. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen zur Bewegung, und auf diesen Schuß warf sich zugleich die ganze Linie des Feindes zur Erde. Man rührte die Trommel zur Charge, gelangte aber ohne zu schießen und ohne Schüsse zu empfangen bei den Verschanzungen an. Sie waren schwer zu ersteigen, aber mit Hülfe Derer, die beauftragt waren, sie zu vertheidigen, wurde die Sache leicht. Diese ganze kleine Armee setzte die Waffen bei Fuß und gab sich kriegsgefangen. Ancona öffnete seine Thore. Das war die Hauptaktion in der gegen den Pabst gerichteten Campagne. Der General Bartolini, nachdem er am Morgen die Truppen in jene Position gebracht, war sofort abgereist; der General-en-Chef, Colli, hatte Rom nicht verlassen. Am andern Tage marschirten wir auf Loreto; ein Feind war nicht mehr gegenwärtig, aber wohl ein hochberühmter Schatz. Bonaparte beauftragte mich, während der Nacht, an der Spitze eines Dragonerregiments, den Kirchenschatz aufzubeheben. Er erklärte mir später, es sei dabei seine Absicht gewesen, mich zu bereichern. Ich begnügte mich aber, sorgfältig die

Riegel anlegen zu lassen und das Ganze unberührt der Administration auszuliefern. Uebrigens waren die kostbaren und tragbaren Sachen, wie Diamanten, Gold u. s. w., schon in Sicherheit gebracht worden; nur große Silberstücke, im Werthe von einer Million, waren zurückgeblieben. Wir setzten unsern Marsch auf Rom fort.“

„Wenn auch Ruhm und Kampf nicht mehr unser Lebenselement war, so brachten wir doch die Zeit nicht ohne Interesse hin. Monge und Berthollet, die berühmten Gelehrten, folgten dem Hauptquartier, und jeder Abend war der Unterhaltung mit ihnen gewidmet. Sie waren im Privatleben liebenswürdige Leute und besonders mit Wohlwollen gegen die Jugend erfüllt. Ich habe immer viel Neigung für die Wissenschaften gehabt, und wenn dieser Richtung auch mein damaliges Leben entgegenstand, so ward sie doch durch jenen besondern Umstand sehr begünstigt. Wer nicht im Umgange mit ausgezeichneten Gelehrten gestanden, die infolge ihres unermeßlichen Uebergewichts so einfach und leicht in ihren Beziehungen zu Andern sind, hat in der That einen der größten Lebensreize nicht kennen gelernt. Diese seltenen Menschen erschließen die Geheimnisse der Natur, legen mit Klarheit die Erscheinungen dar, die sie bietet, und studiren und beobachten immer. Ihre Worte sind unzahlbar. Jene Unterhandlungen, an denen mit uns auch der General-en-Chef als Schüler theilnahm, gewährten in der That ein merkwürdiges Schauspiel. Seitdem habe ich niemals verabsäumt, aus der Berührung mit solchen Männern, welche der Ruhm ihres Jahrhunderts sind, Nutzen zu ziehen.“

Zu Tolentino endlich stellten sich die päplichen Gesandten ein, um mittels neuer Opfer den Frieden zu erkaufen. Bonaparte war unempfindlich gegen den Ruhm, in die Hauptstadt der katholischen Christenheit als Sieger einzuziehen. „Damals beherrschten nur die Berechnungen der Politik und der Klugheit seine Handlungen. Diese Reife, diese Vernunft in einem so jungen Manne ist vielleicht noch nicht genug bewundert worden.“ Der Obergeneral kehrte zur Armee zurück und schickte seinen Adjutanten Marmont nach Rom, um den Pabst zu begrüßen und die Ausführung einiger Punkte des Vertrags zu überwachen. „Er hatte die Güte mir zu sagen, daß, indem er mich für diese Mission wählte, er den Römern eine gute Idee von dem Personal der französischen Armee geben wolle. Marmont, mit mehreren Offizieren, die ihm beigegeben waren, wurde in Rom sehr gut aufgenommen und blieb zwei Wochen daselbst. Der Pabst Pius VI. empfing ihn mit Würde und Wohlwollen. „Ein imposanter Pontifex, war er zugleich anmuthsvoll und besaß viel Geist. Er sprach zu mir vom General Bonaparte mit Interesse, von unsern Feldzügen mit Bewunderung und fand mich noch sehr jung für meine Stellung.“

Das Gouvernement gab ihm den Großmeister der Posten, Falconieri, als Ehrencavalier und Sicrone zur Seite. „Ich fand die Gesellschaft äußerst

animirt und ausschließlich den Vergnügungen gewidmet. Die Leichtfertigkeit der römischen Frauen, damals autorisirt von den Ehemännern, übersteigt allen Glauben. Ein Ehemann spricht von den Liebhabern seiner Frau ohne Verlegenheit und Mißvergnügen, und ich habe aus dem Munde des Herrn Falconieri die unglaublichsten Dinge über die seinige gehört, ohne daß seine Zärtlichkeit dadurch gekränkt erschien. Er wußte einen besondern Unterschied zu machen zwischen dem Besitz und der Herzensneigung, und die letztere allein hatte Werth für ihn. In meiner Eigenschaft als junger Mann und Fremder gefiel mir dieser Unterschied, und ich nahm recht gern die Konsequenzen davon auf mich. Ich wurde sehr gut von dem schönen Geschlecht Roms behandelt.“ Die, welche Marmont gekannt, sagen aus, daß er nicht nur ein eleganter, sondern auch ein sehr galanter Mann sein Leben hindurch gewesen sei, und man darf schon glauben, daß er in dem üppigen, verweichlichten, durch die ganz eigenthümlichen Zustände sittlich entnervten Rom seine Rechnung gefunden habe. Ueberhaupt weiß man, daß zu jener Zeit die Siege der französischen Soldaten über die Frauen Italiens nicht minder groß gewesen als ihre Erfolge über die Männer.

Als Marmont zur Armee zurückkehrte, war der Feldzug bereits seit zehn Tagen eröffnet, und das Hauptquartier Bonaparte's befand sich zu Görz. Das Direktorium hatte seine „skandalöse“ Sparsamkeit aufgegeben und ihm die Mittel zu einem größern Schlage zukommen lassen. Eifersucht, geheimes Mißtrauen und persönlicher Haß waren bisher die Ursachen gewesen, welche eine kräftigere Unterstützung des siegreichen Generals verhindert. Die Leidenschaften des Senats von Karthago gegen Hannibal schienen sich hier zu wiederholen.“ 15,000 Mann der Sambre-Neuse-Armee wurden endlich unter Bernadotte den Streitkräften Bonaparte's zuertheilt. Diese schönen Truppen besaßen zwar nicht den Schwung und das Feuer der Soldaten, mit denen Bonaparte Italien erobert, aber sie waren diesen überlegen an Haltung, Disziplin, Instruktion. Sie hatten den Krieg in einem offenen Lande geführt, wo taktische Fertigkeit notwendig. Bonaparte's Armee zählte nunmehr 59,587 Mann und 3736 Pferde. Er vereinigte davon drei Divisionen unter Foubert, der in Tirol eindringen und die Bewegungen der französischen Hauptmacht flankiren sollte. Die Oestreicher waren an Zahl schwächer, überdies entmuthigt. An ihrer Spitze befand sich diesmal auch ein kriegerisches Genie, der Erzherzog Karl, welcher aber nicht vermochte, die Lage der Dinge zu ändern. Die Oestreicher wurden in einer Reihe harter und blutiger Kämpfe, die man zum Theil auf noch beheiztem Boden führte, abermals geschlagen. Nach dem Gefechte bei Neumarkt, am 13. April 1797, ward Marmont mit dem bekannten Briefe an den Erzherzog geschickt, der zum Frieden einlud, indem er die Uebel des Kriegs sehr beweglich vorstellte — ein Mittel, das Bonaparte, bei dem diese Uebel so wenig wogen,

hier zum ersten Male anwandte. Marmont hatte den Auftrag, seine Beobachtungen zu machen und die Unterhandlungen soviel als möglich vorzubereiten, durfte aber über die östreichischen Vorposten nicht eindringen. Der Erzherzog antwortete artig und zeigte an, daß er die gemachten Friedenspropositionen seinem Hofe vorlegen werde. Die Feindseligkeiten hatten ihren Fortgang. Erst als die Franzosen Bruck (an der Mur) besetzt, kam die Antwort aus Wien, welche den Erzherzog zur Abschließung eines Waffenstillstandes autorisirte und die Absendung von Bevollmächtigten zu Friedensverhandlungen anzeigte. Binnen 25 Tagen war Friaul, Krain, Kärnten, Steiermark von den Franzosen überzogen worden; sie blickten bereits nach den Thoren von Wien. Zwei Wochen nach dem Waffenstillstande wurden zu Leoben die Präliminarien des Friedens unterzeichnet.

Bonaparte, als er diese letzte Campagne begann, zweifelte am Erfolge durchaus nicht, denn er hatte noch nie eine bessere und zahlreichere Armee gehabt, während die Oestreicher nie in so schwacher Verfassung aufgetreten waren. Er benachrichtigte das Direktorium von seinem bevorstehenden Einzuge in die kaiserlichen Erbstaaten, forderte aber dabei dringend, daß die Franzosen zugleich die Campagne am Rhein beginnen möchten. „Diese Diversion war notwendig, sie mochte Erfolg haben oder nicht.“ Denn verbarren die Franzosen am Rhein in Ruhe, so konnte man mit Sicherheit voraussetzen, daß die Oestreicher einen Theil ihrer Streitkräfte vom Rhein dem in das Herz des Kaiserthums eindringenden Bonaparte auf den Leib schicken würden. Das Direktorium erklärte aber: zwei Monate seien erforderlich, ehe die französische Armee am Rhein diesen Fuß überschreiten könne. Diese Antwort, versichert Marmont, änderte die Sachlage und machte auf Bonaparte viel Eindruck. Setzte er die Offensive fort, so mußte er seine obneht schon maßlose Operationslinie noch mehr verlängern, und dies inmitten von Ländern, die mit Gehirgen und Desflös angefüllt. Er sah sich außerdem von Provinzen flankirt, die dem Hause Oestreich innig ergeben, wo die Erhebung in Masse rasch vorsichgehen konnte, die unermessliche Hülfsmittel gewährten, mehr als alle andern Länder Europas. Sich selbst überlassen und nur auf seine eigenen Kräfte angewiesen, konnte ein Zufall, ein einziger harter Schlag, der ihn traf, seine Vernichtung herbeiführen. Diese Erwägungen waren es, die ihn plötzlich dazu führten, den Frieden anzubieten. Er wollte den Schrecken seiner Waffen und die Gefahr, womit die östreichische Kapitale bedroht schien, benutzen, um seine bisherigen Erfolge durch einen vortheilhaften Frieden zu realisiren und zugleich einen für ihn zweifelhaften und großen Chancen unterworfenen Situation vorbeugen. War der Eroberer Italiens ein kühner General, so war er, damals wenigstens, auch weise und maßvoll. Indessen sollten Ereignisse eintreten, welche die Bedenken Bonaparte's zu heben und ihn wieder auf die Kriegsbahn zu drängen schienen. Die Rheinararmee, von Eifersucht gespornt, hatte ihre Anstrengungen verdoppelt: sie passirte den Rhein und schlug den Feind in dem Augenblick, als Bonaparte die Waffen senkte. Nie würde er, versichert Marmont, in den Vertrag von Leoben gewilligt haben, wenn er eine solche Wendung hätte erwarten oder voraussehen können. „Wir würden in Wien angelangt sein. Der Friede würde keinen Oestreicher in Italien zurückgelassen haben, und es läßt sich schwer sagen, bis wohin die Konsequenzen einer Fortsetzung des Kriegs unter den Verhältnissen jener Zeit hätten führen können.“

(Fortsetzung folgt.)